

heute immer mehr gefordert. Für die Herausgabe einer „Bibliographie der Sonderpädagogik“ waren folgende Faktoren ausschlaggebend.

Die Informationsquelle des Sonderpädagogen ist sein Schrifttum, in dem sich die Theorie und Erfahrung der Sonderpädagogik in vielfältiger Form widerspiegelt. Zur Zeit werden in über 100 Zeitschriften, in Hand- und Lehrbüchern Abhandlungen über Forschungsergebnisse und sonderpädagogische Maßnahmen und Führungsformen veröffentlicht, die weder der einzelne in der Praxis arbeitende Sonderpädagoge noch der wissenschaftlich Forschende auf die Dauer allein sammeln und übersehen kann.

Der in der Wissenschaft und Praxis arbeitende Sonderpädagoge bedarf eines breiten theoretischen und empirisch gesicherten Fundamentes. Deshalb ist es notwendig, daß die Resultate der zahlreichen sonderpädagogischen Erfahrungen zusammengetragen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Erst dadurch vermag insbesondere die Ausbildung der Sonderschullehrer, Sozialarbeiter, Jugendleiterinnen, Heimerzieher und anderer vorwiegend sozial- oder sonderpädagogisch tätiger Berufe jeden einzelnen zu befähigen – und darüber hinaus wird jeder Sonderpädagoge in die Lage versetzt –, gegenüber allen Zufälligkeiten der täglichen Arbeit die richtige sonderpädagogische Entscheidung und Maßnahme zu treffen. Zur Qualifizierung der sonderpädagogischen Forschung und Lehre ist eine wissenschaftliche Dokumentation und Information unerlässlich.

Die vorliegende „Bibliographie der Sonderpädagogik“ will die Funktion einer Basis-Information ausüben. Sie ist daher nicht nur für die vorwiegend in der sonderpädagogischen Forschung, Lehre und Praxis Tätigen, sondern ebenso für alle an sonderpädagogischen Fragen interessierten Personen und Institutionen wie Psychiater, Kinderärzte, Schulärzte, Psychologen, Seelsorger, Jugendrichter, Sozialarbeiter, Bewährungshelfer, Schulämter, Jugend- und Gesundheitsämter, Berufs-, Ehe-, Erziehungsberatungsstellen, Pädagogische und Psychologische Universitäts- und Hochschulinstitute, Ausbildungsstätten für Kindergärtnerinnen, für Sozialarbeiter etc. gedacht.

In dieser Bibliographie der Sonderpädagogik sind deutschsprachige und fremdsprachige

Fachliteratur, Ergebnisse sonderpädagogischer Forschung, deutsche und internationale Vereinbarungen, Empfehlungen, Gesetze und Beschlüsse und die für die gesamte Entwicklung der Sonderpädagogik bedeutsamen Rechtsbestimmungen der Bundesländer und des Auslandes gesammelt, geordnet und ausgewertet. In der entwickelten und jetzt vorliegenden Form erfüllt die Bibliographie die Anforderungen und Voraussetzungen, die an einen „wissenschaftlichen Katalog und Apparat“ gestellt werden. Die Titel der Veröffentlichungen erscheinen jeweils viermal auf Katalogzetteln im internationalen Bibliotheksformat in der Größe 12,5×7,5 cm und ermöglichen daher ohne besondere Mühe und Schreibarbeit die Erstellung eines Autoren-, eines systematischen sowie eines Schlag- und Stichwortkataloges. Aufgrund der Anlage und Gestaltung kann jeder wissenschaftlich Forschende und in der Praxis tätige Sonderpädagoge sich eine eigene Phänomenographie, Literatur- und Phänomendokumentation aufbauen. Der besondere Wert liegt bei dieser Bibliographie in der Klassifizierung und Systematisierung des gewonnenen Informations- und Literaturmaterials mit Hilfe von Schlag- und Stichwörtern.

Diese werden so weitgestreut angeboten, daß die vielen interdisziplinären Bereiche der Sonderpädagogik bedient und alle Grenz- und Hilfswissenschaften der Sonderpädagogik angesprochen werden. Aufgabe des Bezieher wird es nur sein, jene Schlag- und Stichwörter auszuwählen, die auf seine spezifische Frage- und Aufgabenstellung zugeschnitten und für den Aufbau und die Ausweitung seiner Literatur- und Phänomendokumentation erforderlich sind. Überdies erlaubt die Anlage der Katalogzettel jederzeit ihre individuelle Beschriftung, Kennzeichnung oder Einordnung. Die Bibliographie erfaßt alle schulischen und außerschulischen Bereiche der sonderpädagogischen Theorie, Forschung und Praxis. Als Beispiele seien genannt die Bereiche des Kindergartens, der Sonderschule, der Sonderberufsschule, der Rehabilitationszentren, der Resozialisierung (des Strafvollzugs), der Kultur- und Sozialpolitik. Aber auch derjenige, der sich über Fragen auf anderen als den genannten Gebieten unterrichten will, wird reiches Informationsmaterial finden.

Rudolf Spieks, Münster

# JAHRBUCH FÜR PSYCHOLOGIE PSYCHOTHERAPIE UND MEDIZINISCHE ANTHROPOLOGIE



IM AUFTRAG DER GÖRRES-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON VICTOR E. FREIHERR VON GEBSATTEL

P. CHRISTIAN, W. J. REVERS UND H. TELLENBACH

MITHERAUSGEBER:

W. von Baeyer, Heidelberg; Th. Bovet, Lausanne; F. J. J. Buytendijk, Utrecht;  
I. A. Caruso, Wien; A. Däumling, Bonn; C. Fervers, Bonn; V. E. Frankel,  
Wien; A. Görres, München; P. R. Hofstätter, Hamburg; J. G. Keegan S. J.,  
New York; B. Kimura, Kyoto; J. J. Lopez-Ibor, Madrid; Ph. Lersch,  
München; G. Marcel, Paris; A. Mayer, München; E. Michel, Frankfurt;  
A. Michotte, Löwen; T. Miyamoto, Tokio; H. Plügge, Heidelberg;  
K. Ogino, Nagoya; L. Pongratz, Würzburg; H. Ruffin, Freiburg; H. Schipperges,  
Heidelberg; J. W. Stafford, Washington; A. Vetter, München;  
A. Wellek, Mainz; A. Wenzl, München; E. Wiesenbütter, Bethel.

18. Jahrgang Heft 3/4 1970

VERLAG KARL ALBER FREIBURG/MÜNCHEN

von Gestimmtseinserscheinungen. In diese innere Situation trifft jedes neue Erlebnis. Dabei kommt es zu mannigfachen Wirkungen zwischen bisherigem und neuem Gestimmtsein. Wenn z. B. negativ wertendes und positiv wertendes Gestimmtsein zusammenkommen, kann das eine die Intensität des anderen mindern.

Von den wertenden bzw. nichtwertenden Gestimmtseinsantworten eines Menschen in primären bzw. sekundären Erlebnissen schließen wir auf seinen Charakter, d. h. auf Ausrichtungen in ihm, auf bestimmte, im Wahrnehmen bzw. Denken begegnende Realitäten so, auf andere so zu reagieren. Diese Ausrichtungen betreffen Art und Stärke der Reaktionen. Unter jenen finden sich allgemeinemenschliche (etwa die Ausrichtung, Schmerzen abzulehnen), sehr individuelle (etwa die Ausrichtung auf das Gefühl des Angenehmen beim Geschmack einer bestimmten Speise) und eine Stufenleiter von Übergängen.

Erfahrungsgemäß ändern sich die Gestimmtseinsausrichtungen eines Menschen oftmals vorübergehend oder bleibend. Andererseits sind diese nicht lediglich Produkt von Einwirkungen des Lebens: Jeder wird zumindest mit gewissen allgemeinemenschlichen solchen Ausrichtungen in Gestalt ererbter Anlagen geboren. Es bleibt hier offen, ob jene Einwirkungen nur Anlagen fördern bzw. hemmen oder auch von diesen unabhängige Ausrichtungen hinzufügen.

Dr. Franz Andrä, 7261 Lampertswalde bei Oschatz

## Hermeneutische Verfahrensweisen in der empirischen Psychologie als methodische Kointention

Von Norbert Groeben, Münster

Unter der Intention einer wissenschaftstheoretischen Synthese wird das Verhältnis von ‚Verstehen‘ und (kontrollierter) Empirie in der psychologischen Methodologie bestimmt. Die Formalstruktur des ‚Verstehens‘ läßt sich als rezeptive und methodische Kointention aufweisen; rezeptive Kointention ist eine Teilmenge jeden wissenschaftlichen Handelns in Form des alltäglichen Rezipierens von Umwelt. Als streng wissenschaftliche Methodik kann nur die methodische Kointention anerkannt werden; ihre Leistung besteht bei der Aufstellung von Theoriesystemen in der Konstruktfindung in Verbindung mit deren reduzierender Realitätsverankerung und der reflexiven Nachprüfung der Problemrelevanz. In bezug auf die Gegenstandseinheiten kann die Kointention die formale Funktion einer Klassifikation der Theoriehaltigkeit erfüllen; am Beispiel der Subjektivitätsproblematik und der Entideologisierung bei der Festlegung von Gegenstandsbereichen wird der Vorteil dieses Konzepts erläutert. Als Grundlage für die Möglichkeit solcher Integration von Kointention und Beobachtung erweist sich ein pragmatischer Wissenschaftsbegriff.

### I. Problem und Voraussetzungen

Wissenschaftstheoretische Bemühungen um das Methodenproblem in der Psychologie pflegen zumeist historisch vorgezeichnete Spaltungen zu reproduzieren, wiewohl die Forschungspraxis selbst solches ‚Entweder-oder‘ oft bereits hinter sich gelassen hat. Letzteres bedeutet zwar nicht, daß sich ein adäquates wissenschaftstheoretisches Bild vom eigenen Handeln in dem Selbstkonzept des Forschenden widerspiegelt, gibt aber die Möglichkeit, von einer auf die allgemeine Methodenlehre bezogenen wissenschaftstheoretischen Position aus ein integratives Konzept zu entwerfen. Mit einem solchen Konzept wird dementsprechend nicht eine Umorganisation des Forschungsvorgehens postuliert, sondern lediglich eine adäquate Deskription der notwendigen und tatsächlichen methodologischen Struktur behauptet, d. h. es wird versucht, eine Explizierung des Verhältnisses verschiedener Methodikteilmenen innerhalb der Gesamtmethodologie der Psychologie zu leisten. Nachdem eine solche Explizierung für die Phänomenologie von *Holzkamp* (1964) geleistet worden ist, und zwar in der Festlegung auf die Funktion der Phänomenanalyse, scheint eine ähnliche Bemühung auch für den hermeneutischen Aspekt innerhalb der Psychologie, historisch gesprochen also für die Verstehenspsychologie, möglich<sup>1</sup>. Solche *Integration (von Hermeneutik und Empirie als Methodik)* ist *Ziel dieser Arbeit*; dabei soll das explizierte Problem (I) durch die Analyse der Formalstruktur des Verstehens (II)<sup>2</sup> auf zwei Fragen zurückgeführt wer-

<sup>1</sup> Für die Pädagogik hat *Thirsch* (1966) das gleiche versucht; er geht dabei allerdings von der Möglichkeit der hermeneutischen Position aus, sich selbst in empirische Methodologie zu extrapolieren, was eine Verkürzung der wissenschaftstheoretischen Unvereinbarkeitsproblematik darstellt (vgl. IV: Theoriegewichtung).

<sup>2</sup> Dieser Abschnitt wendet sich als Rechtfertigung für die drastische Reduktion des Problems vor allem an den Hermeneutiker; er mag für den eiligen Leser experimental-empirischer Prägung hauptsächlich wohl nur im letzten Abschnitt interessant sein.

den. Ihrer Beantwortung (III u. IV) liegt ein eher pragmatischer Wissenschaftsbegriff (V) zugrunde.

Das Ziel nichtideologischer Integration bedeutet dann für die historisch sich gegenüberstehenden Positionen von Verstehens- und empirischer Psychologie einerseits Funktionsreduktion, andererseits -aufwertung. Das hat seinen Grund darin, daß jede methodenmonistische Position, wie Herrmann nachgewiesen hat (1957), „auf einer methodologischen Metabasis“ beruht (191). Diese Tatsache dokumentiert sich schon in der ersten grundsätzlichen Schwierigkeit, nämlich dadurch, daß bereits die Problemsituation unterschiedlich gesehen wird; so fällt z. B. für Spranger die Frage nach der Verstehenspsychologie „nicht mit der Anwendung oder Ausschließung des Experiments zusammen“ (Spranger 1926, 173). Für den (im weiteren Sinne experimental-) empirischen Psychologen allerdings ist nicht nur die Gegenstandsbeschreibung der geisteswissenschaftlichen Psychologie „widerspruchsvoll“ (Klimpfinger 1944, 272), für ihn ist sogar die Wahrheitsfrage problematisch: „Was an dem verstehenden Erkenntnisverfahren ‚Verstehen‘ ist, ist noch nicht Erkenntnisverfahren, was ‚Erkenntnisverfahren‘ ist, ist nicht mehr Verstehen“ (Klimpfinger 1944, 279).

So wird sich eine möglichst ideologiefreie Diskussion des Verhältnisses von Hermeneutik und Empirie innerhalb der Psychologie nur unter Einbeziehung der methodologischen Postulate leisten lassen. Um das Problem nicht vorweg in eine Richtung zu verkürzen, wird man von der hermeneutischen Seite den Anspruch einbeziehen müssen, daß Verstehen „a way of validating proposed explanations“ (Nagel 1953, 156) ist. Von der (im engeren Sinne) empirischen<sup>3</sup> Gegenposition aus ergibt sich die Notwendigkeit, die Frage des Kriteriums für Realitätsprüfung mit zu berücksichtigen. Die methodenfunktionale Integration ist also nur durch Einbeziehung der Dependenzverhältnisse von Erkenntnis Korrelat und Erkenntnisakt möglich, die unter Vermeidung dogmatischer Methodenimmanenz eine Abhängigkeit der Ergebnisse von den Erkenntnismethoden selbst ansetzt (vgl. Haering 1963, 32). Unter diesem übergreifenden Aspekt ist die Binnenstruktur der hermeneutischen Position zu analysieren; deren wissenschaftstheoretischer Ausgangspunkt innerhalb der Psychologie ergibt sich bei Reduktion auf die Grundvoraussetzungen durchwegs als das Problem von Gegenstand und Methode.

Nachdem in diesem Verhältnis mit wachsender wissenschaftstheoretischer Reflexion und Methodenbestimmtheit des Wissenschaftsbegriffs die Prävalenz des Gegenstands weitgehend zurückgedrängt ist (vgl. Diemer 1962, 481), läßt sich die Formalstruktur dieses Interdependenzverhältnisses folgenderweise angeben: Die Vorstellung vom Gegenstandsbereich ist bestimmt durch das vorwissenschaftliche Erleben und Erkennen; es bestehen bestimmte Vorstellungen über Qualität und Eigenart dieses Bereiches. Von der wissenschaftlichen Methode wird aus der vorwissenschaftlichen Wirklichkeit ein wissenschaftlicher Gegenstand herausgeschält; das Heraus-schälen geschieht durch die Eingrenzung einer bestimmten Merkmalsstruktur. Diese durch wissenschaftliche Methodik in ihrer Merkmalsstruktur determinierte Wirklichkeit heiße Realität. Gegenstand ist die durch eine einzelwissenschaftliche Methodik gewonnene Realität in ihrer Abhängigkeit von der vorwissenschaftlichen Wirklichkeit. Das Postulat der Adäquanz von Gegenstand und Methode führt zu bestimmten Forderungen an die Methodik, die Nachprüfung dieser Adäquanz erfolgt im nachmethodischen Vergleich zwischen vorwissenschaftlichem Gegenstand und wissenschaftlicher Realität. Um in diesem Formalmodell die hermeneutische Position konsistent beschreiben zu können, ist es nötig, einige zweifellos intervenierende

<sup>3</sup> ‚empirisch‘ wird im folgenden immer in diesem engeren Sinne gebraucht.

Fragen auszuschalten und ihre von der eingehenderen wissenschaftstheoretischen Diskussion angebotenen inhaltlichen Lösungen als wissenschaftstheoretische Voraussetzungen bei der Analyse des aufgeworfenen Problems der Behandlung zu entziehen: Dazu gehört die Sprachlichkeit des wissenschaftlichen Erkenntnisystems, das zwar von Alltagswissen ausgeht, aber über diese hinaus fragt. Die Form der wissenschaftlichen Sätze sei (möglichst weit) als die von allgemeinen Sätzen definiert (ohne die Entscheidung über Es-gibt-Sätze oder Konditionalsätze), die keine Abbildung von Wirklichkeit, sondern Theorie über Realität darstellen. Der theoretische Gehalt der wissenschaftlichen Sätze muß jedoch verbunden werden mit dem Anspruch auf Gültigkeit für Realität.

## II. Die Formalstruktur des Verstehens

Unter diesen Voraussetzungen liegt der Einsatz bei der Beschreibung des hermeneutischen Aspekts in der Psychologie, in der postulierten Qualität des Gegenstands; seine Eigenart wird, hinausgehend über den Verhaltensaspekt, diesen aber nicht negierend, gemeinhin im vorwissenschaftlichen Zugriff als Sinnhaftigkeit angesetzt. Das versteht sich im episprachlichen Wortgebrauch als Einbeziehung „überindividuell geistiger Gebilde“ (Spranger 1926, 173), das sind „Erzeugnisse des Gesamtgeistes . . .“, in denen das menschliche Bewußtsein, um mit Hegel zu reden, objektiv geworden ist und der Zergliederung standhält“ (Klimpfinger 1944, 252). Daraus folgt dann ein ausschließendes Postulat, das Zugangsweisen, die anderen Gegenstandsqualitäten gegenüber adäquat sind, verbietet; unter Adaptation des hermeneutischen Wertgefüges: es wird eine andere Zugangsweisen übersteigende Erfahrung angesetzt. Die Möglichkeit dieser Erfahrungsweise liegt darin, daß „die geistige Welt . . . uns . . . als eine vom Menschen geschaffene Welt von innen her durchsichtig“ ist (Bollnow 1950, 12). Damit sei die Forderung der Gegenstandsadäquanz durch „Erkennen des Erkannten“ (Landgrebe 1951/52, 4) erfüllbar, in Formaltermini übersetzt: Es soll die *Deskription von Theorie* geleistet werden, ohne daß Theorie auf den Bezug zu einer irgendwie gearteten Wirklichkeit hin befragt wird. Solche Deskriptionen von theoriehaltigen Gegenständen geschehen allerdings wiederum nicht im leeren, sondern im geistigen Raum, so daß sie „von Weltanschauungen abhängen und mit diesen notwendig sich wandeln“ (Rotbauer 1927, 122). Aus diesen Einbettungsverhältnissen rührt ein erheblicher Widerstand des Hermeneutikers dagegen, Gegenstand und Methode auch nur theoretisch abstraktiv voneinander zu trennen, damit ihre Einzelfunktion unabhängig voneinander zu bestimmen ist, das bedeutet, daß sich „größere Schwierigkeiten . . . einer strengen methodischen Durchbildung entgegenstellen“ (Bollnow 1950, 18). Die Ausflucht aus diesem Dilemma besteht in einer Umfunktionierung der hermeneutischen Aufgabe überhaupt, deren Ziel dann nicht ist: „ein Verfahren des Verstehens zu entwickeln, sondern die Bedingungen aufzuklären, unter denen Verstehen geschieht“ (Gadamer 1965, 279) („Ideale Objektivität als ‚Bedingung ihrer Möglichkeit‘ [Kant]“ vgl. Betti 1967, 4)<sup>4</sup>. Dieser Position aber widerspricht der prozessuale Charakter wissenschaftstheoretischer Methodenbegriffe innerhalb empirischer Wissenschaften derart zentral, daß eine Akzeptierung schon hier die völlige Unvereinbarkeit hermeneutischer

<sup>4</sup> Vom Standpunkt des Hermeneutikers stellt sich die Reihenfolge natürlich umgekehrt dar, die Frage nach den Bedingungen ist ihm die primäre, so daß ihm z. B. Methodenzentrierung als Verkürzung der Erkenntnistheorie auf Wissenschaftstheorie erscheint (so Habermas 1968).

und experimental-empirischer Wissenschaftsmodelle bedeuten würde. *Es ist daher, um die Vergleichbarkeit beider Ansätze überhaupt erst zu ermöglichen, eine Prozeßanalyse der verstehenden Verfahrensweise zu leisten*, ohne daß man an diese Analyse nun wieder den hermeneutischen Aspekt von vornherein ausschließender Forderungen experimental-wissenschaftlicher Methodendefinition knüpfen dürfte.

Die weitgehende Objektivierbarkeit dieser eminent konnotativen Verfahrensbeschreibung ist durch Reduktion auf eine hinter dem Verfahren stehende Haltung zu bewerkstelligen; der in dieser Richtung klarste Versuch stammt von *Schmidt*: „Der als ‚terminus technicus‘ unbrauchbare Ausdruck ‚Verstehen‘ ist dahin zu präzisieren: Der Betrachter des kulturellen Gebildes mißversteht dasselbe, wenn er dem Gebilde einen anderen Sinn beilegt, als die Erzeuger damit verbunden haben; ... die bewußte Erneuerung dessen, was das Gebilde als Zeichen, als Werkzeug, als Kunstwerk seinem Hersteller und Benutzer zu bedeuten hatte, werde ‚Kointention‘ genannt.“ (*Schmidt* 1968, 118). Er findet dabei zunächst eine Spontankointention, die er „rezeptive“ nennt. Diese präzise Fassung einer Verstehensform, von *Wellek* Begreifen genannt (*Wellek* 1952/53, 403), wird weitgehend ohne Explizierung des Zielkriteriums „Übereinstimmung mit dem Autor“ als die Verstehensform angesetzt; so liegt sie z. B. der Wissenschaftspraxis philologischer Disziplinen auch heute noch oft implizit zugrunde, obwohl auch für das Kunstwerk als paradigmatischen Fall hermeneutischer Diskussionen von literaturtheoretischer Seite aus längst die Inadäquanz dieser Spontankointention nachgewiesen ist. Selbst wenn man nicht wie *Klimpfinger* solches Verstehen lediglich als Erlebnis und damit überhaupt „keinen wissenschaftlichen Akt“ (*Klimpfinger* 1944, 270) klassifiziert, so lassen sich doch Grundvoraussetzungen für rezeptive Kointention aufweisen, über deren Nichtzutreffen auch in der Psychologie keine sonderlichen Zweifel entstehen könnten. So weist *Bollnow* darauf hin, daß „vollkommenes Verstehen“ nur dort möglich ist, „wo auch das Gemeinte von seinem Urheber zum vollkommenen Ausdruck gebracht ist“ (*Bollnow* 1950, 20). Das aber widerspricht bereits der vom hermeneutischen Aspekt selbst aus geforderten Gegenstandsqualität einer nicht rein subjektiven Sinnhaftigkeit (= individuellen Intentionalität). („Nicht nur gelegentlich, sondern immer übertrifft der Sinn eines Textes seinen Autor“ ([*Gadamer* 1965, 280])). Daß diese Voraussetzung nicht nur für das Paradigma Kunstwerk, sondern für den gesamten Gegenstandsbereich einer verstehenden Psychologie nicht gilt, da sie ja in der Gegenstandsfestlegung gerade von überindividuellen geistigen Gebilden ausgegangen ist, versteht sich von selbst. Damit aber ist das Zielkriterium der intentionalen Übereinstimmung mit dem Autor ad absurdum geführt, es handelt sich um eine rezeptive Intention, deren Richtung Beliebigkeit aufweist, nicht aber um eine echte Kointention. Die sogenannte rezeptive Kointention führt also nur zu einem *Evidenzerlebnis* der intentionalen Adäquatheit. Die Konsequenz wäre die Klassifizierung von Kointention als Form des alltäglichen Verstehens und Erkennens ohne wissenschaftliche Verbindlichkeit; solche Konsequenzen werden für das Paradigma Kunstwerk in der modernen Literaturtheorie ansatzweise gezogen (vgl. *Valery*); *Gadamer* jedoch scheint das „ein unhaltbarer hermeneutischer Nihilismus“ (*Gadamer* 1965, 90). Damit ergibt sich die *Notwendigkeit, die Prozeßanalyse des Verstehens so zu formulieren, daß Beliebigkeit auf Verbindlichkeit reduziert wird*.

Das soll die Form der „methodischen Kointention“ (*Schmidt*) leisten. Für *Schmidt* bleibt dabei das Vergleichskriterium die Intention des Autors; nachdem wir dieses als

in sich selbst widerspruchsvoll zurückgewiesen haben, müssen wir methodische Kointention als eine über jedwede Intention eines Erzeugers hinausgehende Verstehensart beschreiben. Das stimmt auch mit *Sprangers* Position überein, der ein „übergreifendes Verstehen“ (*Spranger* 1926, 188) postuliert. Da bedeutet aber, daß bei der Überführung von rezeptiver Evidenz in methodische Verbindlichkeit eine Art Realitätsprüfung geleistet werden muß (als Intentionsprüfung). Hier zeigt sich nun in der neueren Hermeneutikdiskussion eine erstaunliche Ähnlichkeit mit der wissenschaftstheoretischen Formalstruktur empirischer Wissenschaften, die eine Zweifelhait von theoretischen Sätzen und Realitätsprüfung zugrunde legen. Bei *Gadamer* findet sich eine ähnliche Formalstruktur, indem ein Vorverständnis des hermeneutischen Gegenstandes ansetzt, das sich in „Vorurteilen als Bedingungen des Verstehens“ (*Gadamer* 1965, 261) niederschlägt; er geht dabei von einer Rehabilitierung des Vorurteils als eines Urteils vor der endgültigen Prüfung aus, die er durch Aufhebung des Gegensatzes zwischen Autorität und Vernunft begründet (1965, 261 ff.). Nachdem damit *der Primat der vorentworfenen Theorie über den Gegenstandsbereich auf beiden Seiten formal analog vorhanden ist, ist die von der hermeneutischen Seite aus angebotene Realitäts- bzw. Intentionsprüfung zu analysieren*. Dabei muß das Hauptgewicht auf der Suche nach dem Kriterium für das Zutreffen des Vorurteils für den je bestimmten Gegenstand liegen; das ist bei der nach der Bedingung der Möglichkeit (s. o.) fragenden hermeneutischen Position naturgemäß keine für sie genuine Fragestellung, zur Vergleichbarkeit mit der wissenschaftstheoretischen Position, bei der dieses Kriterium über den Weg der kontrollierten Beobachtung im Mittelpunkt steht, aber wiederum unerlässlich. Ein Abfragen der hermeneutischen Theorie auf diesen Sachverhalt hin findet neben Inkonssequenzen, die wiederum den Rekurs auf die Intention des Autors einführen (Diskussion s. o.), nur ein Kriterium: „Einstimmung aller Einzelheiten zum Ganzen“ (*Gadamer* 1965, 275), dieses Kriterium kann man als Urteils(theorie-)transzendentes nur ansetzen, wenn man eine unzulässige Atomisierung der Sinneinheiten voraussetzen würde, die dem Ganheitspostulat der Hermeneutik in bezug auf ihren Gegenstandsbereich selbst widersprechen würde. Daß dieses Kriterium auch von hermeneutischer Seite aus nur als theorieimmanentes verstanden werden kann, läßt sich an der Ungeschiedenheit von Wertung und Verstehen (*Bollnow* 1950, 34–36) unter Abhängigkeit von den philosophischen Voraussetzungen (*Litt* 1941, 37) nachweisen. Daran ändert auch weder die „Historismus“-Position *Bettis* etwas, die Implikationen durch Bewußtmachung relativieren will, noch der Versuch *Gadamers*, in der Nachfolge *Heideggers* die Zeit als konstituierendes Erkenntniselement einzusetzen. So bleibt die Frage nach der theorie-transzendenten Realitätsprüfung weiterhin unbeantwortet; die einzige Auskunft, die man in der geforderten Formalanalogie zur kontrollierten Beobachtung in den empirischen Wissenschaften darauf findet, ist: die Begegnung. Deren Erfahrung mag subjektiv sein – subjektiv ist auch die Lösung des Basisproblems in den empirischen Wissenschaften –, das Problem des Zutreffens oder Nichtzutreffens von Begegnung aber ist nur kriterial zu lösen; d. h. es ergibt sich „die Frage nach dem Kriterium, an dem man die Echtheit einer solchen Begegnung von einem oberflächlichen Interesse unterscheidet“. Antwort: „Aber diese Frage ist müßig, denn die Wahrheit des sich öffnenden Verstehens läßt sich niemals von außen her an vorgängigen Kriterien erkennen, sondern leuchtet nur innerhalb der wirklichen Begegnung selber auf.“ (*Bollnow* 1950, 38). Das bedeutet: *Der empirische Wissenschaftstheoretiker muß bei der Einholung der*

hermeneutischen Methodologie an der Kriterienproblematik scheitern; die hermeneutische Position widersteht dem Versuch, die Theorien über ihren Gegenstandsbereich durch theorietranszendente Kriterien zu hinterfragen. D. h., daß Theorietranszendenz von einer metaphysischen Position aus absolut negiert wird: „Gerade dieses nicht auf elementare Sinnesqualitäten Zurückführbare ist das Primäre in alter Erfahrung“ (Landgrebe 1951/52, 10). Die Begründung dafür wird in der „Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Geisteswelten“ gesehen, die aus dem „erforderlichen Grad von Reife“ des Individuums resultiert (Betti 1967, 687). Diese Behauptung von Invarianz und Isomorphie subjektiver Geisteswelten aber liegt von der empirischen Psychologie aus gesehen im Bereich einer anthropologischen Psychologie, die selbst wieder empirisch angebar ist. Und die Ergebnisse solcher Erforschung reduzieren den Zweifel an der Isomorphie subjektiver Geisteswelten nicht zu einem rein theoretischen, der pragmatisch vernachlässigt werden könnte (wie das bei der Festsetzungsproblematik innerhalb des Basisproblems wahrscheinlich erscheint), denn gerade Sinneinheiten von extremer Einstellung werden von anderen Personen inadäquat beurteilt (Sodhi 1957, 177). Diese Relevanz erzwingt es, die wissenschaftstheoretischen Konsequenzen einer nicht eingegliederten hermeneutischen Methodologie für die Psychologie auszuformulieren; nach der Lokalisation der methodologischen Unvereinbarkeit läßt sich nun das Problem auf folgende zwei Fragen reduzieren:

1. In bezug auf die theoretischen Sätze unserer Wissenschaft:  
Sollen in der Psychologie nicht hinterfragbare allgemeine Sätze zugelassen sein?
2. In bezug auf die Qualität des Gegenstandsbereichs: Sollen nicht auf direkte Beobachtung reduzierte Einheiten akzeptiert werden?

### III. Nicht hinterfragbare allgemeine Sätze?

Die erste Frage ist der zweiten analytisch vorgeordnet, da ihre Beantwortung erst die positive Fassung der rein negativen Bestimmung ‚nicht auf direkte Beobachtung reduziert‘ ermöglicht. Nicht hinterfragbare theoretische Bemühungen gibt es in der Psychologie auch außerhalb der sogenannten Verstehenspsychologie in großer Zahl, vor allem die oft zirkulär aufgebauten Modelle der Psychoanalyse gehören hierher; man denke nur an die Argumentationsweise Freuds, der auf den Vorwurf hin, die von ihm analysierten Träume seien vom Analysierenden induziert, mit seiner Theorie der Tagesreste antwortet, und mit dieser Ausschaltung jeglicher Falsifikationsmöglichkeit den Formalmechanismus der von ihm inhaltlich abgelehnten christlich-kirchlichen Lehre übernimmt, für die es keinen Menschen ohne Glauben gibt, da sich ja auch der Atheist von Gott her definiere und ‚eigentlich‘ unter dem Getrenntsein leide<sup>5</sup>. Die gesamte bisher geleistete Diskussion der Kointentionsmethodologie hat gezeigt, daß die Entscheidung für oder gegen solche Theorien nicht innerhalb der Wissenschaftstheorien stringent zu begründen ist, sondern auf vorwissenschaftlichen Postulaten aufbaut (Wellek 1959, 22 ff). Diese Entscheidung ist also innerhalb der Wissenschaftstheorie eine reine Festsetzung, trotzdem erscheint es mir nicht sinnvoll, diese Festsetzung nur mit

<sup>5</sup> Die Nicht-Hinterfragbarkeit von Sätzen ist gleichbedeutend mit der Popperschen Bestimmung der empirischen Unwiderlegbarkeit (Popper 1964, 271 ff), die zur Veranschaulichung angeführte Zirkularität ist nur ein Beispiel von empirischer Unwiderlegbarkeit, eine Fülle weiterer Varianten solcher ‚Leerformeln‘ hat Topitsch (1965, 26 ff) angegeben.

ideologischem Blick von den metaphysischen Voraussetzungen aus zu fällen (wie z. B. Herrmann 1957 und Wellek 1952/53 und 1957), ohne die wissenschaftstheoretischen Konsequenzen zu explizieren und mit einzubeziehen.

Diese Konsequenzen werden entsprechend der aufgewiesenen Unvereinbarkeit hauptsächlich in der Kategorie ‚Gültigkeit der theoretischen Sätze für Realität‘ relevant. Dabei behauptet die hermeneutische Position selbst eine eigene Art der Verbindlichkeit ihrer wissenschaftlichen Sätze, die von jener der empirischen Wissenschaften nicht quantitativ, sondern qualitativ geschieden ist: „Comprehension ... has its own certitude and its own methodology which cannot be reduced to the certitude and methodology of impersonal, objective natural science.“ (McCool 1963, 64). Das würde die Existenz von zwei Gültigkeitsarten bzw. Wissensbegriffen in der Psychologie bedeuten (Hofstätter 1954), wobei der Akzent bei der hermeneutischen Position auf dem ‚unmittelbaren Innesein‘ liegt (Hofstätter 1954, 143). Mit dieser Subjektivierung schon des Konzepts der Gültigkeit für Realität (nicht erst des Wahrheitsbegriffs) kann und soll die Verbindlichkeit des wissenschaftlichen Systems „nicht mehr von einer formalen Allgemeingültigkeit her begründet werden“ (Bollnow 1950, 25). Damit aber ist der Bezugspunkt für die Gültigkeit wissenschaftlicher Sätze, auf den sich unter dem Querschnittsaspekt des Erkenntnis-korrelats hermeneutische Theorien zurückführen lassen: die Tradition (vgl. Gadamer 1954, 7); aus der Sicht des empirischen Wissenschaftstheoretikers gesprochen: es findet gar keine über das System (nämlich Sprache) hinausgehende Prüfung auf Gültigkeit hermeneutischer Theorien für Realität statt: „Es gibt kein Mittel, das Wahre und das Falsche in ihnen zu unterscheiden, als wiederum das, dessen sie sich selbst bedienen: Logoi, Reden.“ (Gadamer 1954, 8). Die Berechtigung dazu wird aus dem grundsätzlichen Postulat der Erkenntnistätigkeit von Sprache überhaupt (langue im Sinne Saussures) gewonnen. Diese in jedem hermeneutischen Akt implizierte Voraussetzung kennzeichnet den Ausgangspunkt des Unterschiedes zwischen hermeneutischer und empirischer Wissenschaftstheorie; ihre wissenschaftstheoretische Explizierung ist daher auch für den Hermeneutiker zentral, z. B. Gadamer: „Wir gehen davon aus, daß in der sprachlichen Fassung der menschlichen Welterfahrung nicht Vorhandenes berechnet oder gemessen wird, sondern das Seiende, wie es sich dem Menschen als seiend und bedeutend zeigt, zu Worte kommt.“ (Gadamer 1965, 432).

Damit ist trotz System-(Sprach)immanenz der theoretischen Sätze ihre ontologische Relevanz behauptet; dieser Asymmetrie zwischen (nicht primärer) Realitätsprüfung und hypostatierender Zutreffensbehauptung bei hermeneutischen Theorien wird auf empirisch-wissenschaftstheoretischer Seite die entgegengesetzte Gewichtung gegenübergestellt. Es wird hier eine systemtranszendente Realitätsprüfung verlangt (Problemkreis ‚experimentelle Bestätigung‘, ‚kontrollierte Beobachtung‘, ‚Basisproblem‘ etc.), ohne daß die ontologische Kategorie überhaupt thematisch ist; es interessiert nur das Wie, nicht das Was (wie in den Naturwissenschaften seit Relativierung der klassischen Physik überhaupt). Damit lassen sich die wissenschaftstheoretischen Konsequenzen des hermeneutischen Gegenstandspostulats in der Psychologie bestimmen als Trennung in zwei Gültigkeits- und Verbindlichkeitsdefinitionen der theoretischen Systeme; da die beiden Definitionen wegen ihrer grundsätzlichen gegeneinandergerichteten Asymmetrie nicht ineinander überführbar sind, würde das eine Trennung in zwei Erkenntnisbereiche innerhalb der Einzelwissenschaft Psychologie bedeuten.

Wendet man dieses Ergebnis auf den Erkenntnisakt zurück, der bei der hier thematischen Methodenfrage im Vordergrund steht, so ergeben sich zwei verschiedene Erfahrungskonzepte. Die im engeren Sinn empirische Erfahrung ist durch die Realität fremdgesteuert, und wissenschaftstheoretische Bemühungen setzen sich zum Ziel, diese Fremdsteuerung zu garantieren; die hermeneutische Erfahrung ist fremdgesteuert (vom Sinn, weil es gar nicht anders geht), und damit für den empirischen Wissenschaftstheoretiker noch mehr als für den Hermeneutiker ein „Geschehen . . . wo sich alles auf eine undurchschaubare Weise zusammenordnet“. (Gadamer 1965, 335.) Da sich diese Undurchschaubarkeit in der Praxis als eine nicht zu relativierende Abhängigkeit von den tradierten Autoritäten spezifizieren läßt, drückt sich die Unvereinbarkeit beider Positionen z. B. in der aggressiven Interpretation dieser Erfahrung durch den Empiriker aus: „Die Theorie der Geisteswissenschaft ist eine Scheinrationalisierung eines intellektuellen Autoritarismus“ (Kraft 1958, 136). Will man diese Konsequenzen aus durch den logisch vorgeordneten Wissenschaftsbegriff bedingten Gründen (vgl. V) nicht akzeptieren und die *Unvereinbarkeit durch eine oben proklamierte Funktionsverschiebung auflösen*, so bleibt als erstes die Frage, ob denn die behauptete Theorie-transzendenz innerhalb empirisch-wissenschaftlicher Systeme immer und überall vorliegt. Diese Frage kann eindeutig verneint werden; es herrscht in keiner wie auch immer gearteten Variation empirischer Wissenschaftstheorie Zweifel darüber, daß die Repräsentierung von Realität innerhalb der Theorie nicht mit Realität identisch ist.

Das damit den wissenschaftlichen Sätzen grundsätzlich in bezug auf Realität zugelassene „Unsagbare“ erhöht sich beim Vorschreiten von Basissätzen (Hier-und-Jetzt-Aussagen) zu theoretischen Sätzen; d. h. es besteht sowieso ein Realgeltungsverlust zwischen den allgemeinen Sätzen und den sie bestätigenden experimentellen Hier-und-Jetzt-Aussagen! (vgl. Holzkamp 1968, 213 ff.). Unter dieser Voraussetzung ist zur Funktionsverschiebung des hermeneutischen Ansatzes lediglich noch der Ort in den *theoretischen Bemühungen innerhalb der empirischen Wissenschaften* zu bestimmen, der mit Notwendigkeit eine *hermeneutische Formalstruktur aufweist*. Beim gegenwärtigen Stand der wissenschaftstheoretischen Diskussion bezeichnet diese Lokalisation am zwingendsten die *Aufstellung hypothetischer Konstrukte*.

Die hier thematische Formalqualität des kointentionalen Prozesses, die diese Lokalisierung rechtfertigt, ist mit „Nachbildung“ (Verdenius 1958, 140), „rekonstruieren“ (Betti 1967, 211), „Integration“ (nach Hegel) und „Rekonstruktion“ (Schleiermacher) (Gadamer 1965, 158) zu kennzeichnen. Diese kointentional integrativen Rekonstruktionen haben natürlich für den operational Realität prüfenden Wissenschaftsprozess keine direkte Relevanz, was mit der wissenschaftstheoretischen Definition des Begriffs hypothetisches Konstrukt innerhalb empirischer Wissenschaften übereinstimmt (Hofstätter 1954, 144; McCorquodale und Meehl 1948, 96 ff.). McCorquodale und Meehl geben bei der Unterscheidung zu intervenierenden Variablen drei konstituierende Charakteristika hypothetischer Konstrukte an:

1. Das Auftreten von „words which are not explicitly defined by (or reduced to) the empirical relations“ (96), 2. daß die empirischen Fakten der notwendige, aber nicht hinreichende Grund für Konstrukte sind (97) und 3., daß sie nicht erreichbar sind „simply by grouping of terms“ (97)<sup>6</sup>. Diese Charakteristika sind die Explizierung

<sup>6</sup> Als Beispiele geben sie an *Hulls* rg's und afferent neural interaction, *Allports* biophysical traits, Angst bei *Mowrer*, *Miller* und *Dollard* (104).

dessen, was *Reichenbach* „surplus meaning“ nennt (McCorquodale & Meehl 1948, 99) und was damit die Qualität nicht hinterfragbarer Theorieelemente besitzt. So ist in der wissenschaftstheoretischen Qualität eine Isomorphie nachgewiesen, die sich auch unter prozessualen Aspekt aufzeigen läßt und daher zur vorgeschlagenen Funktionsintegration ausnutzbar ist. Die Überführbarkeit auch im prozessual-methodischen Bereich wird durch die psychologisch-phänomenanalytische Beschreibung des kointentionalen Prozesses durch *Abel* gestützt, der drei Schritte unterscheidet: „(1) internalizing the stimulus, (2) internalizing the response, and (3) applying behavior maxims“ (*Abel* 1964, 183). So läßt sich aus der Qualitätsgleichheit nicht hinterfragbarer Sätze in hermeneutischen Theorien und hypothetischer Konstrukte in empirischen Systemen die wissenschaftstheoretische Berechtigung für die Funktionsverschiebung der Hermeneutik in eine Heuristik für empirische Wissenschaft ableiten, die von der rein methodischen Vorgehensweise aus bereits *Abel* postuliert: „The operation can be . . . helpful in setting up hypotheses, even though it cannot be used to test them.“ (*Abel* 1964, 186). Darüber hinaus läßt sich die Art dieser Heuristik nach den oben abgeleiteten wissenschaftstheoretischen Ergebnissen genauer definieren: Die nicht hinterfragbaren Theorieelemente sind zwar nicht direkt auf theorietranszendente Gültigkeit zu prüfen, können aber in einer einheitlichen Wissenschaft Psychologie, die sich als empirisch versteht, nur als Konstrukte zugelassen werden, deren Grundlage in der Realität anzugeben ist. Diese Grundlegung, die auch von *McCorquodale* und *Meehl* verlangt wird, kann innerhalb der Wissenschaft Psychologie keine ontologische Relevanz beanspruchen (vgl. *Holzkamp* 1964 zur Ontologisierung von Konstrukten). Die *intentionale heuristische Bemühung innerhalb der empirischen Wissenschaft hat also immer in der Reduzierung ihrer nicht hinterfragbaren Theorieelemente auf empirische (beobachtbare etc.) Grundlagen zu enden*; dieser Vorgang sei *reduzierende Verankerung* (Ancorisierung) genannt<sup>7</sup>.

Nach dieser Funktionseinengung von den Bedürfnissen empirisch-wissenschaftstheoretischer Position aus scheint aber auch eine Funktionsausweitung gegenüber der Forschungspraxis geboten. Heuristische Bemühungen innerhalb der Psychologie, insbesondere also Bemühungen um Konstrukte etc., haben nicht nur die logische Möglichkeit, ihre inhaltlich theoretischen Annahmen nachzuweisen, sondern auch deren kointentionale (hermeneutische) Beziehung und Stimmigkeit (mit anderen Theoriesystemen), da letztere das systemimmanente Kriterium für nicht hinterfragbare Theorieelemente ist. Diese kointentionale Nachprüfung sollte auch durchaus die Methodenimplikationen des jeweiligen empirischen Ansatzes explizieren und so eine Gefahrbannen, auf die Wissenschaftstheoretiker der Soziologie wiederholt hingewiesen haben (*Adorno*, *Habermas*): die Verselbständigung der Methodik. Es mag bestimmte Gegenstandsaspekte geben, die einer empirischen Methodik stärker entgegenkommen als andere; eine Reduktion der Gegenstandsaspektivität durch die nicht reflektierte Auswirkung der Methodik-Implikationen im Forschungsprozeß kann nur (wie oben in I vorausgesetzt) durch einen Vergleich mit dem vor- und metawissenschaftlichen Gegenstandsverständnis vermieden werden. Dieser Vergleich ist eine kointentional-hermeneutische Aufgabe und garantiert die Interdependenz von Gegenstand und Methode,

<sup>7</sup> Die Formulierung dieser Verankerung kann, um für mehr als eine experimentelle Nachprüfung geeignet zu sein, als Vorgang (im Sinne *Poppers*, 1966, 56 f) geschehen.

d. h. bewahrt vor dem Ableiten in einen wissenschaftsverengenden Methodenprimat (vgl. Adorno 1962, 252; Habermas 1965, 292 ff; Thiersch 1966, 16 ff). In dem Bemühen, diese Verpflichtung besonders gegenüber dem Behaviorismus (oder was darunter verstanden wurde) zu erfüllen, mögen manche kointentional vorgehenden Psychologen ihren Thesen zuviel Realgeltungsanspruch unterlegt haben; dieser – historisch bedingte – Effekt darf aber nicht zu einer generellen Ablehnung solcher Überlegungen überhaupt führen, vielmehr sollte sich auch der empirisch arbeitende Psychologe dieser *Anstrengung der Selbstreflexion* (vgl. Habermas 1968, 234 ff) unterziehen.

Damit ist das *Verhältnis zwischen Hermeneutik und Empirie in der Psychologie als kointentionale Konstruktfindung in Verbindung mit deren reduzierender Realitätsverankerung (Anchorsierung)* entwickelt.

#### IV. Nicht auf direkte Beobachtung reduzierte Gegenstandseinheiten?

Die oben gestellte Frage nach der Art der Gegenstandseinheiten läßt sich jetzt also genauer als die nach der Qualität der Konstruktverankerungen in Realität bestimmen; sie betrifft die als in Realität auftretend behaupteten Bedingungen (Raum- und Zeitkoordinaten), auf denen die Konstrukte aufrufen. Dabei ist zu entscheiden, ob zumindest diese Bedingungen nur Theorietranszendenz beinhalten dürfen oder nicht, d. h. vom Erkenntnis Korrelat aus gesehen, ob sie vollständig operationalisiert, und vom Erkenntnisakt aus, ob sie vollständig der kontrollierten Beobachtung zugänglich sein müssen. Das bedeutet u. a. eine Entscheidung darüber, ob Gegenstände in der Psychologie (auch) „Objektivationen“ sind, in denen sich „eine geistige Aktivität niedergeschlagen“ hat (Landgrebe 1951/52, 12). Dieses Problem wird zumeist unter dem Einfluß der überwertigen Behaviorismuskritik auf die Frage nach der Zulässigkeit von „Introspektion“ reduziert (so z. B. bei Holzkamp 1964, 61), obwohl der nachklassische Behaviorist längst von der absoluten Ausschließung aller nicht rein Verhaltensqualitäten aufweisenden Gegenstandseinheiten abgegangen ist (vgl. Brunswik 1952). Läßt man also z. B. die Sprache (des Experimentalmediums Mensch) als Gegenstandseinheit mit Bezeichnungsfunktion zu, wie es in der psychologischen Forschungspraxis permanent geschieht, so muß man die damit implizierte Theoriehaltigkeit des Gegenstands adäquat erfassen. Da es sich hier um eine subjektintentionale Theoriehaltigkeit handelt, kann diese Funktion die rezeptive Kointention erfüllen. *Spontankointentionales Verstehen fällt also gegenüber theoriehaltigen Gegenstandseinheiten mit dem Basisproblem zusammen*; dieses bezeichnet die Schwierigkeit bei der Umsetzung von Beobachtungen in Beobachtungssätze. Da es keine Übereinstimmungskriterien zwischen beiden geben kann, ist diese Umsetzung wissenschaftstheoretisch als Festsetzung zu betrachten, für die es allerdings eine (psychologisch begründbare) Evidenz gibt. Das stimmt völlig mit dem bei der Spontankointention gefundenen Evidenzkriterium überein; insofern ist (*rezeptiv-*)*kointentionales Verstehen eine Teilmenge jedes wissenschaftlichen Handelns*, allerdings in Form des in jedem Wissenschaftsakt vorhandenen *alltäglichen* (nichtwissenschaftlichen) *Rezipierens von Umwelt*.

Die methodische Kointention muß also in bezug auf die Gegenstandseinheiten eine formale Funktion einnehmen, da ihre inhaltliche Anwendung eine Erkenntnisfunktion implizieren würde (die oben abgelehnt worden ist). Jede Gegenstandseinheit muß nach

den oben entwickelten Forderungen Theorietranszendentes enthalten, d. h. direkter Beobachtung zugängliche Realität; die nur negative Charakterisierung „nicht auf direkte Beobachtung reduzierbar“ ist damit positiv zu bestimmen als das Verhältnis von Theorie und Realität in den als Gegenstand angesetzten Einheiten (Bedingungen etc.). Dabei konstatiert die hermeneutische Position zu Recht, daß durch die „Voraussetzung der psychologischen Forschung . . ., daß wir innere Zustände wahrnehmen können“ (Klimpfinger 1944, 253) in unserem erarbeiteten Wissenschaftssystem bereits Einheiten mit einem Theorieanteil über 0 vorhanden sind und fordert explizit die Zulassung von über die „Faktizität der Gegenstände“ (Husserl) hinausgehenden Gegenstandsbereichen (Herrmann 1957, 188): „Das geisteswissenschaftliche Denken“ geht „in der Regel nicht bis in die letzten unterscheidbaren Elemente zurück, sondern bleibt in einer höheren Begriffsschicht stehen und nimmt den inneren Vorgang gleich als ein unbestimmtes Ganzes, das einer geistigen Gesamtsituation angehört und von ihr aus seine Bedeutung empfängt“ (Spranger 1957, 11 f); die Art dieser Sinnanzuordnungen wird als ‚Erkenntnisssystem‘ oder ‚Wertstruktur‘ bestimmt (Spranger 1926, 189)<sup>8</sup>.

Der Klassifikationsversuch Bühlers in bezug auf die Gegenstandseinheiten trifft in den drei Aspekten Verhalten, Erleben, Leistung (Bühler 1927) diesen zentralen Aspekt der Theoriehaltigkeit nicht direkt, sondern geht mehr von der die wissenschaftstheoretische Problematik eher verschleiern Subjektivitätsfrage aus (siehe unten). Die *methodische Kointention* hat hier also die Aufgabe, eine *Theorieklassifikation bzw. Gewichtung zu leisten*, in der die *Anteile von Theorie und Realität formal gewichtet werden*.

Dieser Gewichtung müßte aus Ökonomiegründen ein Minimalschema klassifikatorischen Charakters zugrunde gelegt werden, das trotzdem die gestellte Aufgabe voll erfüllt. Das sollte m. E. durch zwei *Ordnungsdimensionen* möglich sein, für den Realitätsanteil: die *Organisationshöhe*; für den Theorieanteil: das *Ausmaß der Realitätstranszendenz*. ad 1. Organisationshöhe: Da man Bedingungen immer in raumzeitlicher Realität angeben muß, dürfte zu einer Definition der Organisationshöhe die Bestimmung des Zeitparameters und der räumlichen Komplexität ausreichen.

Lewin gibt als Beispiel für die Unterschiedenheit von Gegenstandsbereichen mit verschiedenen Zeitparametern die Erklärungszwänge unter dem Aspekt „Jahr“ bzw. „Sek.“ an: „Das Benehmen“ eines „Menschen kann sich z. B. in allen wesentlichen Punkten eindeutig aus seinem Wunsche, aus einer bestimmten Umgebung, etwa dem Elternhause fortzukommen, und sich einem ganz bestimmten Ziele, etwa einem geliebten Menschen oder einer bestimmten Art von Lebensführung zu nähern, ableiten lassen. Wenn man nun eine ganz kurze Zeitspanne, einige wenige Sek., aus dieser Zeitstrecke herausgreift und das Verhalten der betreffenden Person innerhalb dieser Zeit zu erklären versucht, so sieht man sich in der Regel gezwungen, plötzlich ganz andere als die oben angeführten Fakten als maßgebende Kräfte anzusetzen. Man hat etwa zu erklären, warum die betreffende Person, die im fraglichen Moment gerade Rad fährt, einen am Wege liegenden Stein angeradelt hat, statt an ihm vorüber zu fahren.“ (Lewin 1927, 410 ff). Räumliche Komplexität: Als Beispiel für die Herausforderung für die räumliche Komplexität kann der Tod der klassischen Elementenpsychologie in der Überwindung durch die Gestaltpsychologie dienen, was als Wechsel vom Elementen- zum Überelementenstadium (vgl. Diemer 1962, 280 f) zu interpretieren ist. Hier wird sogar (historisch gesehen) die Unverein-

<sup>8</sup> Wissenschaftlich relevant ist daran nach Webers Differenzierung in Wert und Sachaussagen nur die Theoriehaltigkeit (nach Thiersch bewegt sich die Hermeneutik durch diese Differenzierung auf die Möglichkeit von Empirie hin; 1966, 11).

barkeit von Elementen- und Überelementenebene postuliert, man könnte theoretisch zwar Gestalten auch als Theorie über Elementenkombinationen verstehen, doch hat sich das Postulat der Nichtreduzierbarkeit von Gestalten allgemein in der Psychologie durchgesetzt. (Anderslautende Interpretation s. u.)

Realitätstranszendenz: Zur Klassifikation der Theoriehaltigkeit möchte ich den semiotischen Ansatz von Peirce vorschlagen (das ist nur eine Dimensionierungsmöglichkeit, die jederzeit durch eine andere, adäquatere ersetzt werden kann)<sup>9</sup>; sie erscheint mir geeignet, da das Hinzutreten von Theoriehaltigkeit die direkte der Beobachtung zugängliche Realität in eine Zeichenfunktion überführt. Die Zeichenqualität entspricht der hier vorausgesetzten Ungeschiedenheit von Theoretischem und Realem innerhalb eines Elements (wäre diese Ungeschiedenheit nicht vorhanden, so ließen sich rein theoretische Elemente herauschneiden, die dann echte Theorie wären: Es lägen hypothetische Konstrukte vor; daher wurde innerhalb der Einheitsproblematik auch nur von Theorienanteilen, nicht von Theorieelementen gesprochen). Peirce unterscheidet bei einem Zeichen drei Korrelate: Mittel, Objekt, Interpretant. Der Interpretant gibt bei ihm die Logikeinteilung wieder und ist damit hier unthematisch. Die beiden ersten Korrelate zerfallen in folgende Stufen: Mittel: 1. quali-sign (Qualität, die ein Zeichen ist), 2. sin-sign (singuläres Objekt oder Ereignis, das ein Zeichen ist), 3. legi-sign (genereller, gesetzmäßiger Typus, der ein Zeichen ist); Objekt: 1. Icon, 2. Index, 3. Symbol.

Erklärung (nach Wälther 1967, 144 f): Quali-sign ist etwas „Qualitatives, sinnlich Wahrnehmbares, die materielle Beschaffenheit des Zeichens, ... z. B. rot“. Das Sin-sign zeigt „Singularität des Auftretens“ sowie der „Beschaffenheit oder Gestalt des Zeichens“. Das Legi-sign „wahrt seine Identität in jeder Reproduktion“.

„Das Icon hat gewisse Züge mit seinem Objekt gemeinsam, gibt ein Bild des Objekts im Sinne von Abbild, Modell, Schema oder Struktur. Der Index hat reale Beziehung zu seinem Objekt, weist direkt auf sein Objekt hin.“ (z. B. Wegweiser, Eigennamen, Symptome).

„Das Symbol repräsentiert sein Objekt ... ohne Abbildung und direkten Hinweis ... es ist abhängig von Konventionen und Brauch sowie Zweckmäßigkeit.“<sup>10</sup>

Wie man sieht, nimmt die Theoriehaltigkeit bei jeder Stufe des Objektkorrelats zu, wobei sich das endgültige Ausmaß aus der Relation zum Mittelkorrelat ergibt.

In bezug auf diese Relation gibt Peirce selbst zwei die Kombinationsmöglichkeiten einschränkende Definitionen: Jedes Quali-sign ist ein Icon, jedes Symbol ist notwendigerweise ein Legi-sign. (Peirce 1958, 228 f). Die Möglichkeiten der Kombination beschränken sich dann auf folgende:

Mittel	Objekt
1	1
2	1
2	2
3	2
3	3

<sup>9</sup> Das bedeutet auch keineswegs eine Anlehnung an die Peircesche Wissenschaftstheorie, die Habermas als sprachlogische Variante des Universalienrealismus beschreibt (Habermas 1968, 116 ff).

<sup>10</sup> Die inhaltliche Festlegung dessen, was das Symbol repräsentieren soll, ist allerdings keine „Deskription von Theologie“ (s. o.) mit Erkenntnisfunktion, sondern eine Definition auf rezeptiv-kointentionaler Basis.

Will man zur Verdeutlichung dieser Theoriegewichtung die verschiedenen Möglichkeiten in den gängigen Termini ausdrücken, so würde der Typ 1.1 eine phänomenanalytische Bemühung ausdrücken, 2.1: Verhalten<sup>11</sup>, 2.2 Erleben: („Introspektion“ = sprachliche Äußerung über subjektive Zustände), 3.2: Leistung unter individuellem Aspekt, 3.3: überindividuelle Leistungseinheiten.

Dabei ist die Klassifizierung des Theorieanteils für jeden Beobachtungsvorgang neu zu leisten; sprachliche Äußerungen z. B. müssen nicht eo ipso dem Indexbereich angehören, sie tun dies nur im Hinblick auf die Darstellungsfunktion von Sprache (vgl. Kainz 1941, 70). In wahrnehmungspsychologischen Experimenten werden sprachliche Ausdrücke oft als Identifikatoren (im Sinne der Morris'schen Semiotik; Morris 1955, 76 ff) verwandt, weswegen sie auch durch Verhaltensparameter ersetzbar sind (vgl. auch Traxel, der Beispiele dafür gibt; 1968, 34 f).

Das Verhältnis zwischen den Ordnungsdimensionen „semiotische Bestimmung“ und „Organisationshöhe“ läßt sich dann so festlegen, daß die Definition der räumlichen Komplexität akzentuierend im Iconbereich relevant ist, die des Zeitparameters im Indexbereich, während die Theoriehaltigkeit des Symbols den Realitätsbereich so weit übersteigt, daß eine Bestimmung der Organisationshöhe nicht sinnvoll erscheint.

Damit ist auch der Lösungsansatz von Thiersch zu integrieren, der ebenfalls eine Synthese von ‚Hermeneutik und Erfahrungswissenschaft‘ (in der Pädagogik; 1966) versucht; für ihn sind die strengen Methoden (der kontrollierten Empirie) nur zur Erforschung von Theorien mittlerer Reichweite (im Sinne Mertons) geeignet, was allerdings mehr auf eine Abgrenzung von Gegenstandsbereichen als auf eine Synthese hinausläuft. In unserem Ansatz dagegen sind über den Symbolbereich auch (zeitlich) höherintegrative Theorien nachzuprüfen. (Über das Verhältnis vgl. Ende des Abschnitts.)

Als Beispiel für kointentional-theorieklassifikatorische Bemühungen seien einige Überlegungen zum graphologischen Gegenstandsbereich angeführt: Die graphologischen Eigenheiten verstehen sich als bestimmte Eigenarten innerhalb des Schriftbilds je verschiedener Personen, die in ihrem eigentlichen Bestand über jede individuelle Variation hinweg identisch bleiben und daher als Legi-signs anzusehen sind. Sie werden von den graphologietreibenden Wissenschaftlern innerhalb des Objektkorrelats über das Analogieprinzip als Indexe angesetzt. Nun kann man innerhalb methodologischer Forschung die Berechtigung der Klassifizierung als Legi-sign empirisch experimentell nachprüfen, z. B. indem man einem Graphologen Schriftproben einer bestimmten Person getrennt vorlegt und ihn die Interpretationseinheiten bestimmen läßt; sind sie nicht identisch, so wird man von der Festlegung als Legi-sign abgehen müssen. Will man dann nicht eine rein phänomenanalytische Beschreibung vollziehen, also sich auf eine definitivische Handlung im weiteren Sinne zurückziehen, bleibt nur noch die Klassifikation als Sin-sign. Da dieses aber in seiner Genese eindeutig keine Auskünfte über innere Zustände intendiert, verbietet sich auf der Objektseite eine Bestimmung als Index. Der einzig verbleibende Gegenstandstyp 2.1 würde die graphologischen Einheiten dem „Verhaltens“bereich zuordnen; diese Verhaltenseinheiten könnten dann (z. B. über korrelationsstatistische Methoden) mit überdauernden Verhaltenseinstellungen verbunden werden, die den theoretischen Charakter von Konstrukten hätten. Sollte sich die Aufrechterhaltung der Klassifikation graphologischer Einheiten als Legi-signs nicht leisten lassen, so wird diese Verfahrensweise m. E. der einzig gangbare Forschungsweg sein, will sich die Graphologie ihre Wissenschaftlichkeit erhalten.

Damit ist die Frage nach der Zulassung theoriehaltiger Gegenstandseinheiten<sup>12</sup> nicht nur aus Gründen der Verwertbarkeit der bisherigen Forschungsergebnisse bejaht; ihre

<sup>11</sup> Warum auch dieser Aspekt (schon vor dem Eingehen in Wissenschaftssprache) als Icon, also Abbild, klassifiziert wird, ist gerade von der Psychologie her einsichtig: Es handelt sich um (vom Wissenschaftler) wahrgenommenes Verhalten, wodurch also alle Ordnungsfunktionen der Wahrnehmung impliziert sind (vgl. auch Poppers Diskussion der Basissätze, 1966, 60 ff).

<sup>12</sup> Ist hier von Gegenstandsbereichen bzw. -aspekten die Rede, so handelt es sich um eine

wissenschaftstheoretische Begründung liegt darin, daß die Möglichkeit nachgewiesen werden konnte, auf methodisch-kointentionale Weise eine Klassifikation vorzunehmen. Der Vorteil einer solchen Vertikalkategorisierung des Gegenstandsbereichs nach dem wissenschaftstheoretisch zentralen Theoriemoment liegt nicht nur darin, daß die Vergleichbarkeit bzw. Nichtvergleichbarkeit bestimmter Theoriesysteme innerhalb des gesamtwissenschaftlichen Erkenntniskorrelats vorab formal vom Gegenstandsbereich aus entschieden werden kann; es werden zwei weitere in der psychologischen Methodenlehre mit viel Energieaufwand behandelte Probleme aus der ideologischen Diskussion, die zu keiner Lösung führen kann, herausgenommen und an den ihnen wissenschaftstheoretisch zukommenden Ort verwiesen:

a) Zunächst entpuppt sich die immer wieder diskutierte Subjektivitäts-/Objektivitätsproblematik des Gegenstandsbereiches und der auf ihn bezogenen Methodik als rein sekundär; da Theoriehaltigkeit immer Aspektivität bedeutet und Aspekte von der Genese her zumeist subjektiv sind (nicht sein müssen), ergibt sich als Folge wachsender Theoriehaltigkeit in den Gegenstandseinheiten für das phänomenale Erleben derselben normalerweise eine erhöhte Subjektivität. Nur diese phänomenale Konsequenz zu diskutieren, bedeutet aber eine Verkennung und Verschleierung des wissenschaftstheoretisch vorliegenden Problems. Das gleiche gilt für die von naturwissenschaftlich beeinflusster Seite aus oft angeführte Unterscheidung äußerer und innerer Beobachtung (z. B. bei Dürcker 1958, 292). Damit werden auch die längst eingetretenen Verunsicherungen in bezug auf das Objektivitätskonzept aufgefangen (vgl. Traxel 1968, 96 ff), die normalerweise als Kriterium für Objektivität angesetzte Unabhängigkeit vom Beobachter läßt sich nämlich auch durch Abhängigkeit aller Beobachter vom gleichen System simulieren und ist damit in der wissenschaftlichen Wirklichkeit gar nicht valide zu diagnostizieren. Mit dieser Umfunktionierung der Objektivitätsproblematik ist natürlich keinerlei Abstrich an die Notwendigkeit einer kontrollierten Realitätsprüfung gemacht; die „Forderung, daß jede Wissenschaft die Aussagen über ihren Gegenstand objektiv, d. h. in einer für alle Erkenntnissubjekte beobachtbaren und kontrollierbaren Weise zu verifizieren hat“ (Lersch 1952/53, 389) bleibt bestehen. Es wird lediglich die nur durch Evidenz gewonnene eindeutige Beziehung zwischen der Theoriehaltigkeit der Gegenstandseinheiten und dem Kontrollausmaß innerhalb der Realitätsprüfung in Frage gestellt; damit ist das Problem der Möglichkeit einer kontrollierten Realitätsprüfung auch theoriehaltiger Gegenstandseinheiten zu einer empirisch be-

verkürzte Sprechweise, die natürlich nicht als Ontologisierung mißverstanden werden darf. Es sind die verschiedenen (s. o.) Aspekte gemeint, die durch das Ansetzen unterschiedlicher Klassen von Beobachtungssätzen (Verhalten, Erleben etc.) zustande kommen; ‚Gegenstandsbereiche‘ als solche existieren für Wissenschaft immer nur als semantisch-pragmatische Seite ihrer Sprache. Diese Sprachrepräsentation aber ist für alle Aspekte gleich, deswegen wurde sie hier nicht in extenso ausgeführt. Auf eine naheliegende Gefahr aber sei noch hingewiesen: Beim Typ ‚sign-Index‘ (2.2 ‚Erleben‘) trifft man in der Psychologie als Zeichensystem hauptsächlich natürliche Sprachen an; es ist nun absolut unzulässig, wegen der zufälligen Übereinstimmung der Zeichensysteme Aussagen des Subjekts ohne Einbeziehung des Basisproblems als objektsprachliche Gegenstandsrepräsentation anzusetzen. Das heißt für die Praxis: Beobachtungsausdrücke des Subjekts sind erst auf ihre Übereinstimmung mit dem gleichen Ausdruck im wissenschaftlichen Gebrauch zu überprüfen; bei Extremfällen erscheint das plausibel (wer fragt schon eine Vp, ob sie introvertiert sei?), im stark an Alltagsausdrücke angelehnten Bereich aber wird z. T. noch sehr fahrlässig verfahren (z. B. ‚Angst‘fragebögen etc.).

antwortbaren Frage der Wissenschaftspsychologie geworden. Was sich allerdings von selbst verbietet, ist die Interpretation von Gegenstandseinheiten höherer semiotischer Stufe als theoriefrei.

b) Zum zweiten ist durch das vorgeschlagene Konzept der Theoriegewichtung die meist ontologisierend vorgehende ideologische Einschränkung des Gegenstandsbereichs der Psychologie vermieden; Beispiele solcher ideologischer Vorentscheidungen finden sich praktisch in jeder Methodendiskussion. Die dabei auftretenden *Salti mortali*, die eine Rückführung der gegensätzlichsten Positionen auf die gleiche Implikation gestatten, können durch eine Argumentation *Krafts* verdeutlicht werden, der mit *Rickert* darauf hinweist, „daß *Diltheys* vermeintliche Entdeckung des transnaturalen Geistes auf einer Verwechslung von Natur und physischer Natur beruht. *Dilthey* ignoriert einfach (wie später die Behavioristen) das Psychische der Natur“. (*Kraft* 1958, 133). In ähnlicher Weise läßt sich die gesamte Phänomenalismus- und Psychologismusproblematik als solche ideologische Vorentscheidung rubrizieren (vgl. *Wellek* 1957, 2199 ff). In unserem Konzept werden zunächst einmal alle forschungsmäßig angehbaren Gegenstandsbereiche zugelassen; ob sich *Gegenstandselemente höherer Theoriestufen als Konstrukte der nächstniedrigen Stufe ausdrücken lassen, ist dann eine empirische Frage unserer Wissenschaftsgeschichte*.

Diese wird entscheiden, ob sich eine reduzierende Ancorisierung als Verbindung der vertikal kategorisierten Gegenstandsbereiche wird leisten lassen, so daß am Schluß ein einheitlich verbundenes Wissenschaftssystem vorliegt, das eine vermittelte Reduzierung hochintegrativer Theorien auf praktisch theoriefreie Verhaltenselemente zuläßt. Vorher allerdings sind sowohl das behavioristische Postulat der absoluten Reduktion auf Verhaltensparameter wie das geisteswissenschaftliche der Unvereinbarkeit bestimmter Gegenstandsbereiche dogmatisch und widersprechen dem empirischen Charakter unserer Wissenschaft. Davon unberührt bleibt, daß der Weg zu solch vertikaler Durchgliederung der Psychologie praktisch noch gar nicht begonnen zu haben scheint; schon bei Einheiten verschiedener Organisationshöhe sind anscheinend kaum Überführungsansätze vorhanden. Zwar kann man z. B. die Gestaltgesetze als Überführungsregeln von Elementen zu Überelementen ansehen, jedoch bereits Zeitparameterunterschiede führen im Normalfall lediglich zur Konstatierung der Nichtübertragbarkeit.

Das eventuelle Konstruktverhältnis zwischen verschiedenen Gegenstandsbereichen innerhalb der Psychologie wird sich am ehesten in den Methodikinstrumenten, die zu deren Erhebung dienen, verankern lassen; hier ergibt sich auch am zwingendsten die Notwendigkeit solcher Überführungsregeln, da von den Theorien, zu deren Prüfung die Methoden eingesetzt werden, bestimmte Gegenstandsqualitäten vorausgesetzt werden. Werden die Methoden dieser Voraussetzung nicht gerecht, so wird bei der Interpretation der Ergebnisse die naiv-realistische Stufenvermischung deutlich. So sind die ersten Ansätze in dieser Richtung von der Methodologie her zu erwarten; der modernen Fragebogenforschung z. B. ist die Gleichsetzung des Selbstberichts (Typ 2.2) mit dem Verhaltensaspekt (Typ 2.1) suspekt geworden, so daß innerhalb der Fragebogenmethodik Moderatorvariablen angesetzt werden, die eine Reduktion auf Verhaltensparameter ermöglichen (vgl. *Keil* 1969). Die Entwicklung der psychologischen Einzelmethodik müßte sich nach diesem Konzept auf eine Erhöhung der metakonstruktalen Theorieelemente hin bewegen.

Solche Anforderungen allerdings setzen einen sehr viel höheren Grad der Durcharbeitetheit des theoretischen Wissenschaftssystems voraus, als wir ihn heute aufweisen können; für den jetzigen (wissenschaftstheoretisch inferioren) Stand sind daher aus

dem Modell der Theoriegewichtung an Forderungen für die Forschungspraxis abzuleiten: keine dogmatische Gegenstandseingrenzung; keine Eigentlichkeitsbehauptung bestimmter Teilbereiche; direkter Theorievergleich nur in Gegenstandsbereichen gleicher Stufe; Explikation der gegenstandsimmanenten Theoriehöhe von Forschungsansätzen und Weiterentwicklung der Methodeninstrumente durch metatheoretische Aufarbeitung.

## V. Wissenschaftsbegriff und Methodologie

Die Entscheidung über die aufgewiesenen wissenschaftstheoretischen Konsequenzen (Trennung in Erkenntnisbereiche der Psychologie bzw. Gegenstandseinschränkung bei Festlegung auf bestimmte Gegenstandsarten) setzt wiederum ein Kriterium voraus; dieses ist in dem vorgeordneten Wissenschaftsbegriff zu suchen. Der hier angesetzte erweist sich durch die Tendenz, möglichst alle in der Forschungspraxis aufweisbaren Vorgehensweisen zu umfassen, als ein pragmatischer. Mit ihm wurde versucht, inhaltliche Vorentscheidungen ideologischer Art zu vermeiden, ohne zu übersehen, daß es ohne solche Vorentscheidungen grundsätzlich nicht abgeht. Das Kriterium dafür allerdings wird in ein formales umgewandelt, nämlich, zusammenfassend *alle* wissenschaftlichen Bemühungen, soweit als möglich, auszunutzen. Dabei ist dann lediglich noch ein (formal-)methodischer Positivismus impliziert, ohne den wissenschaftliches Handeln sowieso nicht möglich oder sinnvoll ist. Solch ein Wissenschaftsbegriff, der als Voraussetzung nurmehr eine Isomorphie mit den Implikationen wissenschaftlichen Handelns überhaupt aufweist, hat dann auch Konsequenzen für das Konzept einer allgemeinen Methodologie. Der optimistische (positivistische) Aspekt verbietet einen strikten Methodenmonismus, da dadurch möglicherweise ebenfalls fruchtbare Verfahrensweisen ausgeschlossen würden; die methodische Orientierung dieser (optimistischen) Haltung negiert einen absoluten Pluralismus, der die Einheit jeder Einzelwissenschaft sprengen würde. So ist *eine* Methodenqualität (innerhalb der Gesamtmethodologie) als zentral zu setzen (da sie über Gültigkeit für Realität entscheidet) und darüber hinaus zu akzeptieren, daß andere formal (relativ) festgelegte Verfahrensweisen als Teilmengen der Gesamtmethodologie (um den zentralen Aspekt herum) mit aufgenommen werden. Innerhalb einer solchen hierarchisch gegliederten Methodenlehre ist dann durchaus zu erwarten, daß die nicht-zentralen Methodikteile den definierten Anforderungen der zentralen Methodenqualität nicht entsprechen. Das ist auch bei den hier einbezogenen ko-intentionalen Bemühungen der Fall, die einen bei weitem größeren Willkürlichkeitscharakter aufweisen als die Gültigkeit prüfende (kontrollierte) Beobachtung. Das ergibt eine Gesamtmethodologie mit unterschiedlichen Nachprüfbarkeitsgraden; diese unter dem pragmatischen Aspekt der Ablösung von (weltanschaulich bedingten) ideologischen Einflüssen zu akzeptieren, bleibt natürlich der Annahme dieses Aspektes selbst zu überlassen. Die Konsequenzen einer Nicht-Akzeptierung sind oben dargestellt.

## LITERATURHINWEISE

- Abel, Th. The operation called Verstehen, Albert H. (ed), Theorie und Realität, J. C. B. Mohr, Tübingen 1964, S. 177–188  
 Adorno, Th. W. Zur Logik der Sozialwissenschaften, Kölner Z. Soziologie und Sozialps., 14. Jhg. 1962, S. 249–263

- Allesch, J. Die Stellung der Psychologie zu den Natur- und Geisteswissenschaften; Psychologische Rundschau 1./1949/50, S. 4–16  
 Betti, E. Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften; J. C. B. Mohr, Tübingen 1967  
 Bollnow, O. F. Die Methode der Geisteswissenschaften; Mainzer Universitätsreden, Joh.-Gutenberg-Buchh., Mainz – Universität 1959  
 Brunswik, E. The Conceptual Framework of Psychology, Chicago 1952  
 Bühler, K. Die Krise der Psychologie, Jena 1927  
 Diemer, A. Grundriß der Philosophie; Verlag A. Hain, Meisenheim am Glan, 1962  
 Düker, H. Psychologie und Geisteswissenschaft; Studium Generale 5./1958, S. 290–298  
 Gadamer, H. Wahrheit in den Geisteswissenschaften; Deutsche Universitätszeitung, Mitteilungen der DFG, 9./1./1954, S. 6–8  
 Gadamer, H. G. Wahrheit und Methode; J. C. B. Mohr, Tübingen 1965  
 Habermas, J. Analytische Wissenschaftstheorie und Dialektik. Ein Nachtrag zur Kontroverse zwischen Popper und Adorno. In: Topitsch (ed), Logik der Sozialwissenschaften, Köln/Berlin 1965, S. 291–314  
 Habermas, J. Erkenntnis und Interesse, Frankfurt/Main 1968  
 Haering, Th. Philosophie des Verstehens, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1963  
 Herrmann, Th. Der Methodendualismus in der Psychologie; Jahrbuch der Psychologie und Psychotherapie, 5./1957, Bad Bramstedt, S. 182–192  
 Hofstätter, P. R. Die beiden Wissensbegriffe und die Psychologie; Jahrbuch der Psychologie Psychotherapie, 2./1954, S. 138–147  
 Holzkamp, K. Theorie und Experiment in der Psychologie; W. de Gruyter, Berlin 1964  
 Holzkamp, K. Wissenschaft als Handlung, W. de Gruyter, Berlin 1968  
 Kainz, F. Psychologie der Sprache, Band 1, Stuttgart 1941  
 Keil, W. Inhalt, Reaktionseinstellung und Antwortstil. Meßtheoretische Untersuchungen zu Fragebogenverfahren. Unveröffentlichte rer. nat. Diss.; März 1969  
 Klimpfner, S. Die Möglichkeit einer geisteswissenschaftlichen Psychologie und die Frage nach der Einheit der Psychologie; Archiv f. d. ges. Psychol. 112/3–4/1944, S. 249–287  
 Kraft, J. Das Rätsel der Geisteswissenschaft und seine Lösung; Studium Generale 3/11/1958, S. 131–137  
 Landgrebe, L. Vom geisteswissenschaftlichen Verstehen; Zeitschrift für philosophische Forschung, 4/1951–52, S. 3–16  
 Lersch, Ph. Das Problem des Aspektes in der Psychologie; Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie, 1./1952–53, S. 385–393  
 Lewin, K. Gesetz und Experiment in der Psychologie; Symposium, Philosophische Zeitschrift für Forschung und Aussprache, I. 1927, S. 375–421  
 Litt, Th. Das Allgemeine im Aufbau der geisteswissenschaftl. Erkenntnis; Hirzel, Leipzig 1941  
 McCorquodale, K. & Meehl, P. E. On a Distinction between Hypothetical Constructs and Intervening Variables; Psychol. Review 1948, S. 95–107  
 McCool, G. A. The Primacy of Intuition; Thought 1962, 37, S. 57 ff  
 Morris, Ch. Signs, Language and Behaviour, N. Y. 1955  
 Nagel, E. On the Method of Verstehen as the sole Method of Philosophy; The Journal of Philosophy 1953, Vol. L, S. 154–157  
 Peirce, Ch. Collected Papers; Vol. VIII (ed. A. W. Burks), Harvard University Press, Cambridge 1958  
 Popper, K. R. Über die Unwiderlegbarkeit philosophischer Theorien einschließlich jener, welche falsch sind. Club Voltaire I, München 1964, S. 271–279  
 Popper, K. R. Logik der Forschung, Tübingen 1966  
 Rothacker, E. Logik und Systematik der Geisteswissenschaften, Oldenburg/München 1927  
 Schmidt, F. Die Empirie in der philologischen Interpretation DVJS (für Lit.-wissensch. und Geistesgesch.), 1/1968, S. 117–125  
 Shodi, S. Einfluß der Einstellung auf das Verstehen; Psychol. Rundschau 1957, III, S. 165–195  
 Spranger, E. Die Frage nach der Einheit der Psychologie; Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften, 1926 (philosoph.-histor. Klasse Berlin 1926), S. 172–199  
 Spranger, E. Lebensformen, Siebenstern Taschenbuch Verlag, München 1950

- Thiersch, H. Hermeneutik und Erfahrungswissenschaft; Zum Methodenstreit in der Pädagogik, Die Deutsche Schule, H. 1, 1966; S. 3–21
- Topitsch, E. Sprachlogische Probleme der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung, in Topitsch (ed) Logik der Sozialwissenschaften, Köln/Berlin 1965, S. 17–36
- Traxel, W. Über Gegenstand und Methode der Psychologie, Huber, Bern/Stuttgart 1968
- Verdenius, W. J. Verstehen und Existenz; Studium Generale 3/1958, S. 138–140
- Walther E. Semiotische Analyse; H. Kreuzer/R. Gunzenhäuser (ed), Mathematik und Dichtung, Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, München 1967, S. 143–157
- Wellek, A. Verstehen, Begreifen, Erklären; Jahrbuch der Psychologie und Psychotherapie 1/1952–53, S. 393–409
- Wellek, A. Die Entwicklung der Grundannahmen der Psychologie und die Überwindung des Phänomenalismus und Psychologismus; Jahrbuch der Psychologie und Psychotherapie, Verlag K. Alber, Freiburg/München 1957, S. 211–221
- Wellek, A. Der Rückfall in die Methodenkrise der Psychologie und ihre Überwindung; Verlag f. Psychologie, Dr. C. J. Hogrefe, Göttingen 1959

Norbert Groeben, 44 Münster, Psychologisches Institut der Universität, Steinfurterstraße 104

## Menschwerdung im Kindertraum

Von Franz G r e m p e l, Kulmbach

Während keiner Phase seiner Entwicklung läuft das Kind mehr Gefahr, in seinen Verhaltensweisen mißverstanden zu werden, als während seiner krisenreichen Wandlung zum Jugendlichen. Selbst das Wissen um die Eigengesetzlichkeit des Entwickelns und Reifens bewahrt den Erzieher nicht vor Fehldeutungen unerwartet und meist auch unmerklich eintretender Haltungs- und Leistungsänderungen. Sie unterlaufen ihm vor allem dann, wenn er Leistungs- und Gehorsamsverweigerungen als gegen seine Person gerichtete aggressive Proteste erlebt und mit affektiven Regungen beantwortet, zu welchen sie naturgemäß herausfordern. Bei der gestaltkreisartigen Wechselseitigkeit der Erzieher-Zögling-Beziehungen genügen in diesem Falle selbst geringfügige Mißverständnisse oder Vorurteile, um den Teufelskreis gegenseitiger Verneinungen in Bewegung zu setzen und erzieherische Bemühungen in Frage zu stellen.

Eine Möglichkeit, Reifungskrisen rechtzeitig zu erkennen und daraus entstehenden Schwierigkeiten verständnisvoll entgegenzutreten oder vorher abzufangen, bietet der Traum, und zwar insofern, als er als Abbild der Außen- und Innenwelt „auch der Spiegel der aus der Wechselwirkung zwischen Welterleben und Weltverarbeitung resultierenden *innerseelischen Entwicklung*“ (1) ist. Weil die Art und Weise der Weltverarbeitung von den jeweils dominierenden stufengemäßen Erlebnisweisen abhängig ist, verbildlichen die Träume heranreifender Kinder zugleich auch den Verlauf ihrer Menschwerdung, d. h. die Bewältigung über das Persönliche hinausreichender allgemeins menschlicher Probleme des Entwickelns und Reifens. Den Niederschlag des Werdens aufzuspüren und ihn im form- bzw. situationsanalytischen Sinn zu deuten, erleichtern die verhältnismäßig große Durchsichtigkeit des Kindertraums und die Häufung von „phasenspezifischen“ Bildern und symbolischen Ereignissen.

Die nachfolgende Untersuchung stützt sich auf Beispiele, die als in sich geschlossene Traumreihen Abbilder der Wandlung vom Kind zum Jugendlichen darstellen oder als Längs- und Querschnitte durch verschiedene Altersstufen und Altersgruppen Einblicke in charakteristische Werdeschritte ermöglichen. Sie sind das Ergebnis sowohl schriftlicher Berichte von Schülern aus oberen Volks-, Mittel- und Oberschulklassen, als auch mündlicher von Kindern aus der Grundschule über besonders eindrucksvolle, nachhaltige Traumerlebnisse sowie sich jeweils über zwei Jahre erstreckender kontinuierlicher Beobachtungen des Traumlebens von Schülern, die das dritte und vierte Schuljahr durchliefen. Es erübrigt sich zu begründen, daß nicht alle der erfaßten Träume Abbilder von Werdeschritten darstellen. Ein großer Teil hat nichts anderes zum Inhalt, als die Nachholung und Verarbeitung belangloser Reste aus dem unerledigten Erleben des Tages oder die Erfüllung unbefriedigter primitiver Wünsche und Bedürfnisse. Lediglich um des Berichtens willen wurden auch „gedichtete“ Träume geliefert, die von „echten“ jedoch leicht zu unterscheiden waren.

Unter den Träumen, in welchen die Menschwerdung einen sichtbaren Niederschlag gefunden hat, sind drei Traumreihen besonders geeignet, den Verlauf des Werdens